

**Laudatio AMOS-Preis für Carmen Häcker (24.02.2013)
von Prof. Dr. Stefan Schreiner, Universität Tübingen**

Meine Damen und Herren,
Liebe Frau Häcker,

Heute werden Sie mit dem *AMOS-Preis der Offenen Kirche für Zivilcourage in Kirchen, Religionen und Gesellschaft* geehrt; und dazu möchte ich Ihnen zuallererst von Herzen gratulieren. Und dies umso mehr, als Sie, wie es in der Einladung zum heutigen Festakt heisst, für Ihr „mutiges, widerständiges Handeln und Eintreten für das interreligiöse Zusammenleben im Pfarrhaus“ ausgezeichnet werden, dafür also, dass Sie es sich nicht haben nehmen lassen, Sie selbst zu sein und zu bleiben, auch wenn Sie einen hohen Preis dafür bezahlen mussten, bevor Sie heute einen Preis dafür bekommen.

Wie jeder Preis, so ehrt auch dieser Preis drei:

- Zuerst ehrt er Sie, liebe Frau Häcker, die Sie den Preis erhalten.
- Dann ehrt er Sie, die Stifter des Preises und die Initiatoren der heutigen Preisverleihung, die Sie mit der Wahl der diesjährigen Preisträgerin ein wichtiges, ein mutiges Zeichen gesetzt haben.
- An der Ehre des Preises teil hat schliesslich aber auch der, der dazu die Laudatio zu halten eingeladen ist.

Zugeben muss ich zwar, dass ich überrascht war, als mich die Einladung erreichte, die Laudatio heute zu halten. Die Einladung habe ich dann aber gerne angenommen. Bewogen hat mich dazu nicht zuletzt die Erinnerung an ein Seminar im Sommersemester 2008 zum Thema „Euro-Islam und interreligiöses Gespräch“, an dem Sie, Frau Häcker, teilgenommen haben. Und mehr noch als Ihre Teilnahme am Seminar war es die Hausarbeit, die Sie im Nachgang zu diesem Seminar geschrieben haben. Aus damals aktuellem Anlass hatten Sie die Kopftuchdebatte zum Gegenstand Ihrer Arbeit gemacht. Und unter dem Thema „Das Kopftuch bedeckt den Kopf, nicht das Gehirn. Das muslimische Kopftuch in der Fremd- und Selbstwahrnehmung“ haben Sie nicht nur eine bemerkenswert engagierte Arbeit vorgelegt, sondern sich darin und damit zugleich couragiert positioniert.

Heute werden Sie für Ihre Courage und ihre Zivilcourage geehrt.

Nach Jacob und Wilhelm Grimms „Deutschem Wörterbuch“ meint „*courage – animus, Herz, Mut*“, und nicht nur *animus, Herz* und *Mut* haben Sie bewiesen, sondern ebenso „Zivilcourage“, die nach dem eben genannten „Wörterbuch“ als „Gegenbildung zu Mut auf dem Schlachtfelde“ – „unerschrocken aufrechte Haltung, entschlossen zupackendes Verhalten im bürgerlichen Leben“ ausdrückt. Dem entsprechend unterschied der Politologe Gerd Meyer drei Arten des Handelns mit Zivilcourage:

- Eingreifen zugunsten anderer, meist in unvorhergesehenen Situationen, in denen man schnell entscheiden muss, was man tut.
- Sich-Einsetzen – meist ohne akuten Handlungsdruck – für allgemeine Werte, für das Recht oder die legitimen Interessen anderer, vor allem in organisierten Kontexten und Institutionen, wie z.B. in der Schule oder am Arbeitsplatz.
- Sich-Wehren z. B. gegen körperliche Angriffe, Mobbing oder Ungerechtigkeit; zu sich und seinen Überzeugungen stehen, standhalten, sich behaupten; widerstehen, nein sagen, 'aus guten Gründen' den Gehorsam verweigern. Dies erfordert Mut, da derjenige, der Zivilcourage zeigt, möglicherweise mit Sanktionen durch Autoritäten,

Vertreter der herrschenden Meinung oder sein soziales Umfeld (z. B. einer Gruppenmehrheit) zu rechnen hat.

Mit solcher Art Zivilcourage, Ihrer Zivilcourage, haben Sie, liebe Frau Häcker, einen doppelten Diskussionsprozess, wenn auch vielleicht nicht ausgelöst, so doch nicht unwesentlich vorangebracht, wie nicht zuletzt das überaus breite Medienecho auf „Ihren Fall“ belegt.

Gemeint sind mit diesem doppelten Diskussionsprozess zum einen die Diskussion um die eher grundsätzliche Frage nach einer Neubesinnung und Neubestimmung des christlich-islamischen Verhältnisses, der Beziehungen zwischen Christentum und Islam, und zum anderen die Suche nach Antworten auf die Frage der Konsequenzen, die sich aus eben dieser Neubesinnung und Neubestimmung des christlich-islamischen Verhältnisses für die Bedeutung religionsverschiedener Ehen im Blick auf Pfarramt und Pfarrhaus heute ergeben.

Wie schwierig nicht nur die Suche nach solchen Antworten, sondern weit mehr noch deren Akzeptanz ist, beweist die jüngste durchaus kontrovers diskutierte Revidierung des Pfarrdienstrechts der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Doch ist dies hier nicht unser Thema.

Zur ersten Frage, der Frage einer Neubesinnung und Neubestimmung des christlich-islamischen Verhältnisses:

„Um zur Quelle zu gelangen, muss man gegen den Strom schwimmen“, schrieb Stanisław Jerzy Lec in einem seiner „unfrisierten Gedanken“.

Auch wenn sich Geschichte nicht wiederholt und sich daher jedweder geschichtliche Vergleich gleichsam von selbst verbietet, gibt es doch mitunter zumindest so etwas wie phänomenologische Vergleichspunkte zwischen Vorgängen, Ereignissen oder Situationen. Zu diesen phänomenologischen Vergleichspunkten gehören die gesellschaftlichen Verhältnisse und die Erfahrungen, die durch das Leben in einer Gesellschaft gemacht werden, die von stetig wachsender religiöser Pluralisierung geprägt ist. Was wir heute an religiöser Pluralisierung unserer Gesellschaft erleben, ist nicht neu. In gewisser Weise erleben wir heute (wieder), was am Beginn der Christentumsgeschichte für Christen und Gemeinden vielerorts Alltag gewesen ist, nämlich neben und mit Menschen zu leben, die anderen Glaubens sind, die anderen Religionsgemeinschaften angehören. Und dazu gehört auch das Phänomen religionsverschiedener Ehen.

Wolfgang Wagner verwies in diesem Zusammenhang auf Paulus und dessen Reaktion auf dieses Phänomen; denn – so Wolfgang Wagner – „der Apostel Paulus wusste noch, dass die Christen nicht allein auf der Welt sind, sondern diese mit anderen Menschen teilen. Und etliche verlieben und verheiraten sich über manche Grenze hinweg. Deswegen schrieb er den Korinthern. *Der ungläubige Mann ist geheiligt durch die Frau, und die ungläubige Frau ist geheiligt durch den gläubigen Mann. Sonst wären eure Kinder unrein; sie sind aber heilig* (1 Kor 7,14).“

Für Paulus, und nicht nur für ihn, ist die Ehe mehr als eine geregelte und beurkundete Lebenspartnerschaft zweier Menschen, die Zuneigung zueinander empfinden und sich gegenseitig und vor Gott ein Trau- bzw. Treueversprechen abgeben. Vielmehr hat die Entscheidung zweier Menschen füreinander für Paulus, und wiederum nicht nur für ihn, mit göttlicher Fügung zu tun, so wie es auch im Markusevangelium heisst: *Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden* (Markus 10,9).

Wenn dies nach Paulus schon für die Ehe einer Frau mit einem *ungläubigen Mann* bzw. für die Ehe eines Mannes mit einer mit *ungläubigen Frau* gilt, um wie viel mehr sollte dies für die Ehe

einer Frau mit einem Muslim gelten.

Gewiss ist nicht zu übersehen, dass Christen und Muslime sich im Laufe ihrer Geschichte nur allzu oft und wechselseitig des Unglaubens bezichtigt haben, und sich im Sinne ihres jeweils eigenen Glaubens und dessen Auslegung gegenseitig abgesprochen haben, als ebenso Gläubige betrachtet werden zu können, mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen; weswegen denn auch die zwischen Christen und Muslimen geschehene Geschichte über Jahrhunderte alles andere als die Geschichte einer Begegnung, sondern vielmehr das genaue Gegenteil dessen gewesen ist: Nicht die Geschichte ihrer Begegnung, sondern – um mit einem Wort Martin Bubers zu reden – die Geschichte ihrer *Vergegnung*. Und dies, obwohl sie sich nach ihren eigenen Zeugnissen nicht als Ungläubige, sondern als Andersgläubige bzw. anders Glaubende begegnen sollten.

Bekennen doch – zumindest nach koranischem Zeugnis – Muslime, Christen und Juden nicht nur den Einen selben Gott, wie es im Koran in Sure 29,46 heisst: *Unser Gott und euer Gott ist der Eine Gott bzw. ein und derselbe Gott*, sondern sie gründen ihren Glauben zudem auf ein von eben diesem Einen Gott geoffenbartes, ein von Ihm „herabgesandtes Buch“. Bei aller Unterschiedenheit von Bibel und Koran darf nicht vergessen oder übersehen werden, dass der Koran Teil der Rezeptionsgeschichte der Bibel ist, mithin integraler Bestandteil ihrer Auslegungs- und Wirkungsgeschichte. Wie der Alttestamentler Erich Zenger die hebräische Bibel das Erste Testament genannt hat, so nannte der vormalige Grossmufti von Bosnien-Herzegowina, Mustafa ef. Cerić, den Koran das Dritte Testament und bezog sich dabei auf eine Anregung des jüdischen Theologen David Novak.

Dem zuzustimmen, ist Christen zugegebenermassen oft weitaus schwerer gefallen als Juden, wenn sie es denn nicht rundheraus abgelehnt haben, und dies bis heute tun. Für einen Exkurs in die Geschichte der christlich-jüdisch-muslimischen Beziehungen und daraus erwachsenen wechselseitigen Apologetik und Polemik ist hier freilich nicht der Ort. Einige Anmerkungen dazu sind an dieser Stelle gleichwohl angebracht.

Überzeugt davon, dass Juden und Muslime denselben Gott bekennen, gab Saadja b. Josef al-Fajjumi (892-942) in seiner arabischen Übersetzung der hebräischen Bibel den unaussprechbaren vierbuchstabigen Namen Gottes *JHWH* mit dem arabischen Wort *Allāh* wieder und begründete dies, wie später auch Mose b. Maimon (1138-1204), mit der gleichen Gottesauffassung bei Juden und Muslimen. Und um die Nähe zwischen Judentum und Islam zu bestätigen, schrieb unter dem Eindruck der christlichen Rückeroberung der Iberischen Halbinsel (*reconquista*) der jüdische Bibelkommentator Bachja b. Ascher (gest. 1340) in Aufnahme eines Midrasch (PRE), dass Gott seine Offenbarung nur zwei Völkern zuteilwerden liess und seinen Namen nur mit zweien verbunden hat: nämlich mit *Isra-el* und *Jishma-el*, mit Juden und Muslimen also, nicht jedoch mit den Christen, die *Edom* oder *Bne Esaw*, Kinder Esaus, genannt werden. Tatsächlich waren sich denn auch über die Jahrhunderte Juden und Muslime viel näher, als es Juden und Christen jemals waren. Das es heute anders (geworden) ist, ist nicht religionsgeschichtlichen oder theologischen, sondern politischen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts geschuldet.

Aus der Sicht der Christen sassen Juden und Muslime stets im selben Boot; waren sie doch beide gleichermaßen Ungläubige, bis dahin, dass in der christlichen antijüdischen und antiislamischen polemischen Literatur die Worte *Juden* und *Muslime*, *judaei* und *mahumetani* oder ähnlich immer wieder austauschbar verwendet werden konnten. Die unübersehbare Ähnlichkeit von christlicher antijüdischer und antiislamischer Polemik und der zwischen ihnen bestehende innere Zusammenhang hat denn auch vor mehr als 25 Jahren bereits Allan Harris Cutler und Helen Elmquist Cutler zu der These veranlasst, dass die christliche Judenfeindschaft

letztlich ein chiffrierter Ausdruck von Islamfeindschaft gewesen ist.

Angesichts dieser Geschichte ist es reine Geschichtsvergessenheit, wenn heute von einer christlich-jüdischen bzw. jüdisch-christlichen Tradition gesprochen wird. Erst recht dann, wenn eine solche christlich-jüdische bzw. jüdisch-christliche Tradition für Europa reklamiert wird, deren Sinn – nur allzu schnell erkennbar – oft allein darin besteht, Muslime und Islam *per definitionem* davon auszuschliessen. Eine christlich-jüdische bzw. jüdisch-christliche Tradition in dem Sinne, wie die Verwendung dieses Begriffs heute suggerieren soll, hat es nie gegeben.

Erst das Erschrecken über die Folgen der Jahrhunderte währenden christlichen antijüdischen Tradition – der französische Historiker Jules Isaac (1877-1963) nannte sie treffend „eine Lehre der Verachtung (*teaching of contempt*)“ – erst das Erschrecken darüber war es, das zu Versuchen einer Neubesinnung und Neubestimmung des christlich-jüdischen Verhältnisses geführt hat, zu Versuchen, zu denen auch die vor 25 Jahren von der Synode der Württembergischen Landeskirche verabschiedete Erklärung „Verbundenheit mit dem jüdischen Volk“ beigetragen hat, an die heute wieder zu erinnern ist.

Dass trotz allen Bemühens um das christlich-muslimische Gespräch und allen diesbezüglichen Fortschritts – ich verweise hier nur auf die Synode der Württembergischen Landeskirche vom April 2006 und ihre Erklärung und die durch sie ausgelöste Diskussion – dass trotz allen Bemühens eine vergleichbare Neubesinnung und Neubestimmung im Blick auf das christlich-islamische Verhältnis noch aussteht, beweist nicht zuletzt die heutige Preisverleihung mit der ihr zugrunde liegenden Geschichte. Einen Denkanstoss kann dazu die Antwort des weisen Rabban Gamliel geben. Nach Apg 5,35-38 hatte er mit Blick auf die Anhänger Jesu seinen jüdischen Zeitgenossen den Rat gegeben: *Männer Israels, überlegt euch gut, was ihr mit diesen Leuten tun wollt [...]. Lasst ab von diesen Männern und gebt sie frei; denn wenn dieses Vorhaben oder dieses Werk von Menschen stammt, hört es von alleine auf; stammt es aber von Gott, könnt ihr ohnehin nichts gegen sie ausrichten; sonst werdet ihr noch als Kämpfer gegen Gott dastehen.*

Damit komme ich zur zweiten Frage, der Frage der Konsequenzen aus der Neubesinnung und Neubestimmung des Verhältnisses von Christen und Muslimen im Blick auf religionsverschiedene Ehen im Pfarrhaus:

Statistisch gesehen, ist jede dritte Ehe, die in Deutschland heute geschlossen wird, eine konfessionsverschiedene Ehe, insofern als sie zwischen einem katholischen Christen und einer evangelischen Christin oder umgekehrt, zwischen einem evangelischen Christen und einer katholischen Christin eingegangen wird. Religionsverschiedene Ehen – und dies sind wesentlich Ehen zwischen Christinnen und Muslimen – sind demgegenüber, wiederum statistisch betrachtet, zwar noch in der Minderzahl, aber keine Ausnahmeerscheinung mehr. Vielmehr zeigt ihre Zunahme nicht nur einen allgemeinen gesellschaftlichen Wandel an, sondern darf zugleich als Ausdruck jener wachsenden religiösen Pluralisierung unserer Gesellschaft verstanden werden, von der vorhin schon die Rede war. Warum sollte sie vor einem Pfarrhaus halt machen?

Gewiss, eine religionsverschiedene Ehe ist nicht zuletzt wegen ihrer zumeist hinzukommenden Verschiedenheit der sozio-kulturellen Prägungen der Ehepartner gegenüber einer konfessionsverschiedenen Ehe noch immer etwas anderes. Doch, wie konfessionsverschiedene Ehen längst aufgehört haben, etwas Ungewöhnliches zu sein und zu einer Form von Normalität geworden sind, bin ich mir sicher, werden auch religionsverschiedene Ehen, und hier insbesondere christlich-muslimische Ehen, den Charakter des Aussergewöhnlichen verlieren.

In einem vor mehr als zehn Jahren bereits erschienenen Aufsatz sprach Barbara Huber-Rudolf von der „christlich-muslimischen Ehe als einem Ort und einer Chance interreligiösen und

interkulturellen Lernens und Lebens“.

Von „Chancen“ einer solchen Ehe ist auch in der Neuauflage des im Auftrag des Amtes der Vereinigten Evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) und des Kirchenamtes der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) herausgegebenen Buches „Was jeder vom Islam wissen muss“ die Rede, Chancen, die dann gegeben sind, „wenn sowohl die Alltagsfragen als auch Grundsatzentscheidungen der Lebensgestaltung und Glaubenspraxis bewusst zum Anlass genommen werden, sich über gemeinsame Werte und Hoffnungen oder auch unterschiedliche Überzeugungen zu verständigen“. Und weiter heisst es im genannten Buch: „Es ist wichtig, dass Kirchen- und Moscheegemeinden solchen Partnerschaften und Familien nicht mit Skepsis begegnen, sondern sie vielmehr schon in Vorbereitung ihrer Ehe verstärkt begleiten, sie als Familie beheimaten und ihren Beitrag zum Dialog der Religionen wahrnehmen und wertschätzen. Dabei wirkt als verbindendes Element zwischen Christen und Muslimen die gemeinsame Überzeugung, dass die Ehe eine gute Gabe Gottes ist.“

So heisst es im Koran: *Und es gehört zu seinen Zeichen, dass Er für euch Gefährten geschaffen hat aus euch selbst, damit ihr Ruhe und Geborgenheit in ihnen findet, und er hat Liebe und Barmherzigkeit zwischen euch gesetzt. Wahrlich, darin sind Zeichen für Leute, die nachdenken* (Sure 30,21).

Warum dann, diese Frage drängt sich auf, soll(te) das evangelische Pfarrhaus von der Möglichkeit ausgeschlossen bleiben, „Ort und Chance interreligiösen und interkulturellen Lernens und Lebens“ zu sein?

Über die Funktion und die Bedeutung, die gerade das evangelische Pfarrhaus als „kulturtragende Institution“, wie es genannt worden ist, von seinen Anfängen an in der Kultur- und Geistesgeschichte unseres Landes hatte und bis heute noch hat, ist oft und viel schon geschrieben worden. Nicht ohne Grund und mit berechtigtem Stolz wird als Beleg dafür ein ums andere Mal unter anderem auf die erstmals zwischen 1875 und 1912 in 56 Bänden von der Historischen Commission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften (München) herausgegebene „Allgemeine Deutsche Biographie“ verwiesen, der zufolge „von den 1.631“ darin „behandelten – bedeutenden wissenschaftlich und kulturell arbeitenden – Männern 861 aus dem evangelischen Pfarrhaus stammen“, wie mit Bezug auf eine Zählung des – notabene – katholischen Kirchenrechtlers Johann Friedrich von Schulte (1827-1914) auf der Homepage des Eisenacher Lutherhauses zu lesen ist.

Urbild und Leitbild eines evangelischen Pfarrhauses war bekanntlich der von Martin Luther und seiner Ehefrau Katharina von Bora begründete Haushalt, der bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts für Generationen Vorbild war und bis ins evangelische Pfarrdienstgesetz hinein Leitbildfunktion hatte. In der neuen Fassung des Pfarrdienstgesetzes der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) ist von dieser Leitbildfunktion zwar nicht mehr explizit die Rede, jedenfalls kommt das Wort Leitbild darin nicht mehr vor, wenn ich richtig gelesen habe, zwischen den Zeilen aber schwingt sie gleichwohl nach wie vor mit.

Wenn die christlich-muslimische Ehe „ein Ort und eine Chance interreligiösen und interkulturellen Lernens und Lebens“ ist, könnte sich dann die Vorbildfunktion des evangelischen Pfarrhauses in unserer Zeit nicht darin erweisen, dass gerade hier interreligiöses und interkulturelles Lernen und Leben tagtäglich neu praktiziert werden?

Um nicht missverstanden zu werden: Nichts liegt mir ferner, als die religionsverschiedene Ehe zum neuen Leitbild des evangelischen Pfarrhauses machen zu wollen. Plädieren aber möchte ich dafür, dass auch das evangelische Pfarrhaus, um seiner Vorbildfunktion willen, die Vielfalt heutiger partnerschaftlicher Lebensformen abbildet, zu denen konfessionsverschiedene Ehen

ebenso gehören wie religionsverschiedene Ehen.

Ob es uns gefällt oder nicht, wir leben in einer pluralistischen, sich durch Multikulturalität ebenso wie wachsende religiöse Pluralisierung auszeichnenden Gesellschaft. Ändern wird sich daran auf absehbare Zeit allenfalls, dass das Spektrum an Multikulturalität und religiöser Vielfalt breiter und deren Intensität stärker wird. Das aber bedeutet nichts anderes, als dass eine Gesellschaft wie die unsere am Ende nur dann ihren inneren Zusammenhalt (be)wahren kann und nicht in Parallelgesellschaften zerfallen wird, wenn sie einen *modus vivendi* findet, der ihrer multikulturellen wie multireligiösen Prägung Rechnung trägt und von allen ihren Teilhabern akzeptiert wird. Dazu bedarf es interkultureller wie gleichermassen interreligiöser Kompetenz, einer Fähigkeit also, die Hamid Reza Yousefi „als *conditio sine qua non* für eine interkulturelle und interreligiöse Verständigung und Kommunikation“ in einer pluralistischen Gesellschaft beschrieben hat.

Solchermassen geforderte interkulturelle und interreligiöse Kompetenz ist nicht angeboren und nicht umsonst zu haben. Vielmehr bedarf sie der Vermittlung und will gelernt sein. Könnte diese Vermittlung nicht auch eine zukünftige Aufgabe des evangelischen Pfarrhauses sein?

Mit Ihrer Entscheidung und dem Preis, den Sie dafür bezahlt haben, und dem Preis, den Sie heute dafür bekommen, haben Sie, liebe Frau Häcker, eine Antwort vorgezeichnet. Wünschen kann ich Ihnen und uns nur, dass immer mehr Menschen Ihnen sagen: wie recht Sie mit Ihrer Entscheidung gehandelt haben.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.